

Prolog

Wie die Fans den Kampf um den Fußball verlieren

Ich habe Fußball sofort geliebt. Damit stehe ich nicht alleine da, aber es ist wichtig zu betonen. Schon beim ersten Gang ins Stadion war es um mich geschehen: viele Tausend Menschen, die sich Schals um die Hälse gelegt hatten und mit ihren Mitmenschen über dies und das erzählten. Die Hymne, bei der nicht nur die Schals in die Luft gehalten wurden, sondern alles einfach mitgesungen wurde. Das hat mich als kleines Kind verzaubert und dafür gesorgt, dass ich nie wieder davon wegkommen konnte. Das Stadion an der Alten Försterei, Nina Hagens Hymne und viele sehr laute und sympathische Menschen haben dazu geführt, dass Union Berlin mein Herzensverein wurde und bis heute ist. Die Liebe zu Union und die Begeisterung für den Fußball: Sie blieb. Aber aus der kindlichen Faszination erwuchs über die Jahre eine gewisse Skepsis – und diese Skepsis ist der Ausgangspunkt für das vorliegende Buch. Vielleicht hat mich der Fußball damals in seinen Bann gezogen, weil ich klein war und nicht verstanden habe, was um den rollenden Kick herum passiert. Ich war vermutlich einfach begeistert von dem einfach zu verstehenden Spiel, den lauten und mitreißenden Fans. Die Wahrnehmung hat sich verändert und mit ihr der Blick auf meinen Lieblingssport.

Schon 2004 waren Ultras Teil der Stadien und ich erinnere mich lebhaft an die kindliche Begeisterung, wenn der Blick gen Waldseite im Stadion an der Alten Försterei ging und die Fahnen, Doppelhalter und Trommeln mich in ihren Bann zogen. Der Bereich für die Einheizer mit den Trommeln links und rechts. Das umherwehende

Konfetti bei Anpfiff eines Spiels. Solch kleine Rituale haben mich schnell begeistert und dafür gesorgt, dass ich nie nur Fußball geschaut habe. Das weite Rund hatte mich stets fasziniert, denn die Menschen sind die eigentliche Erklärung für den Erfolg des Fußballs. Der Fußball würde ohne die Gemeinschaften, die er erschuf, nicht existieren. Millionen Menschen finden jedes Wochenende irgendwo zusammen, kommen aus den unterschiedlichsten Bereichen und treffen sich in ihren Stadien. Auch das hat mich immer in den Bann gezogen. Vor ein paar Jahren besorgte mein Vater uns beiden Tickets für das DFB-Pokalfinale. Die Bayern waren zwar eine der beiden Mannschaften, und dennoch wollten wir uns das nicht entgehen lassen. Ihr Gegner war die Eintracht aus Frankfurt und ich hatte am Anfang dieses Tages noch keinen blassen Schimmer, wie emotional mitreißend dieses Finale für mich werden sollte. Rund um das Olympiastadion war eine Stimmung, die eher Volksfestcharakter hatte und in mir erstmal die Erwartung auslöste, dass es so viel spannender nicht werden sollte. Doch diese Vermutung verflog einige Momente später, als wir an unseren Plätzen waren und feststellten, dass wir zwar irgendwo auf der Haupttribüne standen, aber eben zwischen Frankfurt-Fans. Gar nicht so schlimm, denn die Frankfurter haben den Lärm ihres Lebens gemacht und dieses Spiel in eine meiner stärksten und wichtigsten Erinnerungen an den Fußball verwandelt.

Eine Sache ist mir ein paar Tage später klar geworden: Weder das koordinierte Anfeuern noch die stilisierte Selbstdarstellung waren für mich damals wie heute Anziehungspunkt. Vielmehr ist es die brennende Leidenschaft, die in Windeseile dafür sorgt, dass das ganze Stadion in die Gesänge miteinstimmt. Das Zusammenkommen in dem Block, den man alle zwei Wochen für ein paar Stunden als wirkliche Heimat empfindet. Und das Gefühl eines kollektiven Willens. Als wenn sich in den etwas mehr als 90 Minuten Menschen verbinden und für diese Zeit nur eine Sache im Kopf haben: ihren Verein. Und da ist es egal, ob es wie bei mir Union ist oder eben die Eintracht aus Frankfurt.

Dass ich mit Union im Herzen im Fußball aufgewachsen bin, hat für zwei entscheidende Prägungen gesorgt. Erstens: Ich konnte immer noch einem zweiten Verein die Treue schenken, der in der Ersten Bundesliga war und sich somit deutlich unkomplizierter verfolgen ließ. Und zweitens: In Köpenick ist man als Unioner nie allein, aber außerhalb des kleinen Biotops kannte man diesen kleinen Schlosserverein nicht oder stempelte ihn als Außenseiter ab. Heutzutage alles nicht mehr ganz so leicht nachzuvollziehen, aber Mitte der 2000er Jahre wurde ich in meiner Grundschulklasse einer Schule am Rand Berlins noch dafür belächelt, Unioner zu sein. Die Freunde hatten Bettwäsche von Schalke 04 oder hielten dem FC Bayern die Treue. Doch nach und nach schaffte ich es, dass sie mich und meinen Vater alle mal auf die Gegengerade begleiteten und die Stimmung aufschnappten, die Union für viele so einzigartig macht. Viele blieben.

Warum erzähle ich das alles überhaupt? Weil ich kurz vor Beginn der Corona-Pandemie eine Entscheidung für mich traf, bei der all die bereits geschilderten Gedanken, Erinnerungen und Eindrücke berücksichtigt werden mussten. Anfang 2020 nahm ich eine Stelle als Lehrassistent an einer Deutschen Schule in Kuala Lumpur, das bedeutete auch, meinen Verein für mindestens sechs Monate nur aus der Ferne und nur in den Morgenstunden über schlechte Streams verfolgen zu können. Aus diesem familienähnlichen Gerüst auszubrechen, und sei es nur für ein paar Monate, fiel mir schwer. Das kann kitschig klingen und gleichzeitig schwer nachvollziehbar sein, aber für mich ist mein Verein ein Stück meiner selbst. Und in der ersten Bundesligasaison meines Vereins für eine Stelle als Lehrassistent nach Malaysia zu ziehen, fiel mir wirklich schwer.

Wenige Wochen später ließ ich mich von einem Kollegen, einem Musiklehrer aus Regensburg, abholen und fuhr mit ihm zu einem anderen Kollegen aus der Schule, um Fußball zu gucken. Aus der gemütlichen Nachmittagszeit am Wochenende ist auf der anderen Seite der Welt leider tatsächlich 2 Uhr nachts geworden, aber das

war für keinen so wirklich relevant. Wir alle haben unsere eigenen Geschichten, wie wir zum Fußball gekommen sind, und trotz unterschiedlicher Vereine und unterschiedlicher Sozialisation im Fußball saßen wir mitten in der Nacht zusammen und guckten auf einem vermutlich illegalen Livestream die Bundesligakonferenz.

Corona hatte zu dem Zeitpunkt bereits eine Rolle gespielt, aber selbst in Malaysia nahm man die Bedrohung wenige Wochen vor Ausrufen der Pandemielage noch nicht allzu ernst. Stattdessen debatierte die Runde schon vor Beginn der Konferenz über ein unsägliches Spiel in Sinsheim. Die Proteste gegen den Mäzen Dietmar Hopp hatten dort ihren vorläufigen Höhepunkt gefunden und das Spiel selbst wurde wegen beleidigender Plakate unterbrochen und nur halbherzig zu Ende geführt. Die Debatte um etwaige Beleidigungen eines Milliardärs auf der einen Seite und die bereits aufgehende Sonne auf der anderen Seite nahmen bereits im Laufe der ersten Halbzeit ihren Einfluss auf die allgemeine Stimmung und diese sollte sich zusehends verschlechtern. Als nach einer ersten Unterbrechung des Spiels ein gemalter Dietmar Hopp im Fadenkreuz auf der Waldseite im Stadion an der Alten Försterei auftauchte, war es um die Geduld der Kollegen geschehen. In einer Sprache, die man sonst nur von Fußballkommentatoren kennt, regten sich die zwei über vermeintliche Chaoten und Idioten in der Kurve auf. Sie würden das Spiel zerstören und den Fußball für ihre Zwecke missbrauchen. Das war der Tenor dessen, was ich mir da anhören musste. Denn die Kollegen wussten, dass ich ein Eiserner bin und dazu auch noch Sympathien mit »diesen Idioten« habe. Deshalb wurde ich in Windeseile zu einer Projektionsfläche, auf der alles abgeladen wurde, was den geneigten Fernsehfußballfan so gerade stört. Auch wenn das Spiel weitergeführt wurde, konnte ich dieser Rolle in den kommenden Tagen nicht entfliehen.

Obwohl die Schule in Kuala Lumpur ist, muss man sich eine deutsche Auslandsschule als eine heimische Wohlfühlloase vorstellen, in der eben nur Deutsche arbeiten. So bestätigt beispielsweise der hiesige Sportlehrer tatsächlich all jene Vorurteile, die man gegenüber Sportlehrkräften nun eben hat. Etwas älter, Goldkette, ein

durch die Jahre hervorgekommener Bauchansatz und den stärksten Akzent, den ich mir bei einem Schalker jemals hätte vorstellen können. Und exakt dieser Akzent lässt mich keine fünf Minuten am Montagmorgen nach den Geschehnissen ankommen, bevor ich recht offensichtlich die Anklage für alle deutschen Ultras annehmen muss. Nach gefühlten zehn Minuten Ansprache wird es zu meiner Aufgabe, zu erklären, warum ein deutscher Milliardär im Fadenkreuz steht und was die Geschichte dahinter ist. Und schnell wird mir klar: Für Verständnis und Offenheit in dieser Frage zu werben, ist kein Ding der Unmöglichkeit. Denn alle verstehen den Ansatz des Protestes. Man muss niemandem erklären, warum Kollektivstrafen nicht okay sind. Einzelne begehen Straftaten, aber bestraft werden im Fußball auch alle anderen Fans dieser Gruppe oder im schlimmsten Fall des ganzen Vereins durch Fan-Teilausschlüsse oder Geisterspiele. Niemand glaubt, dass Anti-Rassismus-Stufenpläne bei Beleidigungen gegenüber einem Milliardär angebracht sind. Und doch sorgt es nachhaltig für Aufregung, wenn in einer solch beleidigenden Art und Weise um Aufmerksamkeit geworben wird. Einige Hofpausenaufsichten verschwende ich noch damit, zu erläutern, warum man eine solche Art des Protests gewählt hat und was dem alles vorausgegangen ist. Doch wirkliches Verständnis kommt nicht mehr auf. Nicht mal bei ein oder zwei Bier nach Feierabend.

Ultras provozieren. Sie wollen das. Vermutlich werden die vorangegangenen Zeilen bei nicht wenigen von ihnen für ein Lächeln gesorgt haben. Denn die Provokation ist ja bis nach Kuala Lumpur geglückt. Und dennoch sind sie den Zielen nicht ein Stück nähergekommen. Den Kurven gehört die Macht, wurde mir einmal gesagt. Aber genau das stimmt nicht. Ultras und aktive Fans sind sprachlos, machtlos, wirkungslos.

Nichts hat bisher für eine echte Trendwende im deutschen Fußball geführt. Nicht die Minuten des Schweigens zu Beginn der Spiele. Keine Fan-Demonstrationen. Nichts hat sich geändert. Und genau deshalb stellt sich dieses Buch die Frage, woran das genau liegt. Seit

Jahren ist die Kommerzialisierung des Fußballs in aller Munde. Selbst diejenigen, die den Dosenverein aus Markranstädt mögen, haben von diesem Vorwurf etwas gehört. Und die Probleme des Fußballs sind auch in den Kurven angekommen. Sie arbeiten ja gegen diese Form des Fußballs. Sie wollen keine Ecken, die vom Fleisch- und Wursthersteller, wahlweise Tofu-Produzenten präsentiert wird. Sie wollen Menschen aus dem Fußball jagen, die diesen Sport als Jagd auf Profite verstehen. Unabhängig davon, ob Ultras sich als politisch verstehen oder nicht. Sie haben dieses Ziel gemeinsam. Niemand hat Bock auf einen Brausehersteller, der sich aus Marketinggründen einen Verein in der ersten Fußballbundesliga leisten will. Wozu auch? Es hat wenig mit dem zu tun, was einen warm ums Herz werden lässt.

»Nieder mit dem modernen Fußball! Tradition über Kommerz!« Diese Rufe hört man, seitdem man sich darüber bewusst geworden ist, dass die Stadien und ihre Vereine in das globale Spiel der Profite eingebettet wurden. Ultras und viele aktive Fans haben darauf keine Lust. Das haben die Proteste gegen Dietmar Hopp eindrucksvoll bewiesen. Doch auch wenn sie ganze Stadien mit ihrer Leidenschaft anstecken können, so sehr haben sie Probleme damit, dem Mehrheitsbesucher ihre Forderungen verständlich zu machen. Und dort liegt eben der Hase im Pfeffer: Wer den Fußball vor dem Ausverkauf retten möchte, darf sich nicht in seiner Subkultur verstecken!

Das mag nach einer harschen Kritik an Ultras klingen, aber das soll es in erster Linie nicht sein. Dieses Buch wirbt für ein Umdenken im Kampf gegen die Kommerzialisierung des Fußballs und für ein Verstehen dessen, was man da bekämpft. Natürlich sind Ultras als die größte Jugend- und Subkultur unserer Tage ein wichtiger Anker für viele Fußballfans, aber ihre Auseinandersetzung mit dem Fußball im Ist-Zustand ist bemerkenswert unreflektiert. Bei all den Aktionen unterschiedlichster Gruppierungen in ihren Stadien liegt der Fokus auf dem Aktivismus. Sei es ein Boykott gegen die Montagsspiele, wie es die Frankfurter Ultraszene in der Saison 2019/20 machte oder ein Schweigen gegen den Dosenverein aus Markranstädt, wie es die Fans von Union Berlin bei jedem Spiel gegen diesen

Verein machen. Es geht nicht um eine inhaltliche Auseinandersetzung darüber, warum solche Protestaktionen wichtig sind oder was sie voranbringen sollen. Stattdessen entsteht ein Aktivismus um des Aktivismus willen.

Die große Leerstelle bei solchen Protestaktionen ist die diffuse Antwort auf die Frage: »Was bieten wir als Alternative an?« Ultras sind eben sehr vielfältig und heterogen. Sie sind nicht über bundesweite Dachverbände organisiert und sprechen keine längerfristigen Strategien ab. Eine konkrete Abstimmung bei bundesweiten Protestaktionen ist eher selten, und wenn so etwas stattfindet, dann mit langatmigen Gesprächen vorab. Eines der wenigen Beispiele, bei denen solch ein Vorgehen funktionierte, ist die Aktion *12:12*. Die zeigt jedoch gleichzeitig, was das Problem eines Aktivismus ist, der keine Alternative dazu anbietet, was man da bekämpft.

Als Ende 2012 von der DFL ein neues Sicherheitskonzept vorgestellt und verabschiedet wurde, fand sich in der Aktionsgruppe *12:12 – Ohne Stimme keine Stimmung* eine Protestwelle wieder, die bundesweit für Aufmerksamkeit sorgte. Monatelang schien es so, dass sich Politiker, Polizeigewerkschaftler und Fußballfunktionäre gegenseitig hochschaukelten und in den Fußballfans *das* neue Sicherheitsrisiko für die Republik erkannt haben wollten. Fans wurden zu Verbrechern abgestempelt. Das Abbrennen von pyrotechnischen Erzeugnissen in den Blöcken wurde damals sogar medial so unter Beschuss genommen, dass der Fernsehmoderator Johannes B. Kerner einfach eine Kinderpuppe mit einem Bengalo anzündete. Das hat wenig mit einer inhaltlichen bzw. sachlichen Auseinandersetzung zu tun, sorgte aber zum damaligen Zeitpunkt dafür, dass Fußballfans und speziell Ultras in eine Ecke gestellt wurden, aus der sie bis heute nicht wirklich rauskommen. Der Kreislauf an medialen Anklagen stieg über die Sommermonate sehr stark an, weshalb sich die DFL und die in ihr organisierten 36 Profivereine der Ersten und Zweiten Bundesliga dazu bemühten, ein »Sicherheitskonzept« vorzustellen. Stehplätze sollten abgeschafft, Fußballfans vorab durchsucht werden, ohne jegliche Verdachtsmomente, was einer Kriminalisierung gleichkommt.

Wäre dieser Schritt so getan worden, wie er damals geplant war, gäbe es vermutlich eine deutlich andere Fußballkultur, die wenig damit zu tun hätte, was so viele ungebrochen fasziniert.

Überraschung: Das Sicherheitskonzept wurde am im Dezember 2012 tatsächlich mit einigen Änderungen von der Mehrheit der Klubs angenommen. Nur gekommen ist es nicht ganz so drastisch. Das ist vor allem das Verdienst der Fanaktion, die ein Bewusstsein für die Lage der Fans geschaffen hat. Zwar konnte in einigen Bereichen bis heute ein kleiner Fortschritt erzielt werden, aber grundlegende Hindernisse für den Kauf von Stehplatzkarten oder Auswärtstickets sind noch nicht behoben worden. Der Fußball konnte sich vor einer großen Veränderung retten. Aber die Fußballkultur, wie wir sie kennen, steht auf wackligen Beinen. Stehplätze, Auswärtsfahrten und bezahlbare Tickets sind kein Kulturgut mit Ewigkeitsklausel, das hat die Entwicklung in Großbritannien gezeigt. Und auch in Deutschland werden Teile der Fankultur immer wieder angegriffen. Allein die Proteste gegen Dietmar Hopp zeigen, wie schwierig ein Kampf gegen die herrschenden Verhältnisse im Fußball ist. Ultras und aktive Fans, die ihre Freiheit im Fußball suchen, werden als Bedrohung für den Fußball wahrgenommen. Der FC Bayern München hat in Reaktion auf die Proteste der eigenen Fanszene versucht, ihr die Tickets und Dauerkarten zu entziehen.

Das Problem hinter der gelungenen Protestaktion? Man konnte einige unverhältnismäßige Veränderungen verhindern, doch die Stoßrichtung nicht verändern. Die Form des lautlosen Protests sorgte immerhin dafür, dass das Sicherheitskonzept nicht in dem ursprünglich vorgestellten Maß verabschiedet werden konnte, doch wirklich greifbare Änderungen konnte man nicht erreichen. Es blieb einmalig, und das im schlechten Sinn. Denn die Entwicklungen der letzten Jahre gehen wieder in die gleiche Richtung, die wieder eingeführten Kollektivstrafen sind ein Hinweis darauf. Das Problem liegt dennoch nicht in der spezifischen Aktionsform bei 12:12, sondern in der generellen Herangehensweise vieler Ultras und aktiver Fans. Sie formulieren keine weitergehenden Ziele, wie sie den Fußball gestal-

ten möchten, sondern halten sich mit Änderungen und Reformen im Hier und Jetzt auf. Das soll nicht falsch verstanden werden, denn es braucht solche Reformen, aber sie können nicht Anfangs- und zugleich Endpunkt sein. Wer Kommerzialisierung kritisiert, muss sich auch damit beschäftigen, wie der Fußball als Produkt funktioniert. Doch genau das passiert eben zu selten und führt in vielen Fällen zu nichtssagenden Forderungen wie »Zum Erhalt der Fankultur!« Das mag erstmal nach Minimalkonsens klingen, aber es verhilft nicht zu einer Stärkung der unabhängigen Fankultur. Man drückt sich um eine ausführliche Kritik des aktuellen Fußballs, erweckt jedoch zumindest sprachlich den Eindruck, Tradition hochzuhalten. Doch der *good old football* wird nicht weiterhelfen. Die Hoffnung auf kurze Trikotlosen, Fußballspieler, die nur für den Erfolg ihres Teams kämpfen, und Ligen, die nicht vom Geld ihrer Sponsoren abhängig sind: Sie ist hinfällig und sogar kontraproduktiv.

Tradition gegen Kommerz. Egal ob im Kampf gegen immer mehr unterschiedliche Anstoßzeiten oder gegen die Investorisierung der Bundesliga, die Sprache der Ultras und aktiven Fans geht nicht über den Kommerz oder die Wahrung der Tradition hinaus. Erst recht bei bundesweiten Kampagnen mag das der Minimalkonsens zwischen vielen verschiedenen Gruppen sein, aber er hilft nicht in der Positionierung gegen die Auswüchse des Fußballs. Anstelle einer durchdachten Situationsbeschreibung nehmen Fans von Union Berlin im Januar 2020 im Umfeld eines Auswärtsspiels in Leipzig eine symbolische Beerdigung des Fußballs vor, weil man sich auf den einen Verein als Gegner gut einigen kann. Das Problem dahinter ist die fehlende Analyse. So banal es klingt, aber wer die Verhältnisse ändern möchte, kann nicht einfach nach Mehrheiten suchen. Man muss versuchen zu verstehen, wie die Verhältnisse funktionieren und auch wie sie sich erhalten. Denn der Fußball, wie wir ihn kennen, hat eigentlich keine Mehrheit unter den Fans. Eine Studie fand bereits 2017 heraus: Von zehn Fußballfans sind neun der Ansicht, dass sich der Fußball nur noch ums Geld dreht. Das ist die Frage,

die den tiefgreifenden Ausgangspunkt dieses Buchs darstellt. Viele Ultragruppierungen und viele aktive Fans, die in den verschiedensten Fanbündnissen organisiert sind, möchten den Fußball grundlegend verändern und sie hätten womöglich eine Mehrheit der Fans auf ihrer Seite. Was hindert sie und wie sichert sich das Big Business Fußball gegen eine solch radikale Veränderung ab?

Wer diese Frage beantworten möchte, muss zunächst einen kleinen Blick rückwärts in die Geschichte werfen. Und nein, nicht im Sinne der geforderten Tradition, sondern um zu verstehen, wie der Kampf um den Fußball bisher aussah und wie man das heutige Ringen um den Fußball verstehen kann. Schon vor über 100 Jahren gab es Alternativen zum Fußball, wie wir ihn kennen, und einer der ersten Organisationsversuche von Fußball fand im Arbeiter-Turn- und Sportbund (kurz: ATSB) statt. Gemeinsame Ausübung und Fairness statt Konkurrenz im Sport: Das war die Leitidee. Man wollte den Sport aus den bürgerlichen Verhältnissen befreien und ihm einen anderen Grundgedanken geben. Was für viele Menschen heutzutage nach einer fremden Zeit und vergangenen Tagen klingt, ist allerdings gar nicht so unmodern. Denn die damals geführte Debatte um die gesellschaftliche Bedeutung von Sport ist auch heute noch brandaktuell. Der Gedanke eines fairen Sports, der nicht den Vorteil des Einzelnen im Blick hat, der wird auch heute angeführt, wie das Beispiel eines fußballspielenden Brasilianers zeigt. Denkt man an die vorletzte Fußball-Weltmeisterschaft der Männer in Russland, dann denkt man auch an Neymar. Klar, an seine hervorragende Ballkontrolle, sein Spielverständnis und seinen Spielwitz, der damals wohl seinen Höhepunkt erreichte. Aber man denkt auch an einen Neymar, der sich in quasi jedem Spiel nach Fouls auf dem Platz wälzte, um den jeweiligen Gegenspielern eine Rote Karte einschenken zu können. Was heute viele damit abtun, dass Neymar halt den maximalen Vorteil sucht, wäre im ATSB stark verurteilt worden. Seine Rücksichtslosigkeit hätte wenig mit den Idealen des Arbeitersports zu tun gehabt und sie rief Debatten hervor, die man nachvollziehen sollte, wenn man den Fußball im Hier und Jetzt kritisieren möchte.

Die Kritik des modernen Fußballs ist auch eine Kritik des Kapitalismus. Das zeigt nicht nur der ganz kurze Blick in die Historie des Fußballs in Deutschland, sondern auch die Analyse des heutigen Fußballs. Dieses Buch versucht gar nicht erst, auf eine Ebene der Kritik zu kommen, die von einer gewissen Moral geleitet ist. Ich halte diesen moralischen Ansatz sogar für gänzlich verfehlt, wenn man versucht zu verstehen, wie der Fußball funktioniert und wie man ihn ändern kann. Man mag den Hopps und Mateschitz dieser Welt die Schuld am Kommerz im Fußball geben und sie zum bösen Gesicht eines konsumorientierten Sports machen, aber das löst die Probleme nicht. Die Ebene der Moral erklärt Symptome zu Schuldigen und verkennt im schlimmsten Fall Ursache und Wirkung. Denn RB Leipzig und die TSG 1899 Hoffenheim haben nicht in einem Komplott die Übernahme des professionellen Fußballs geplant. Sie zielen auch nicht aktiv auf eine Zerstörung aller Tradition ab. Sie sind Symptome einer Struktur, die Vereinskonstrukte wie sie präferiert. Der Fußball erzeugt seine Monster selbst. Deshalb muss der Fußball grundlegend und an die Wurzel gehend analysiert werden. Um die Belange der Ultras und vieler aktiven Fans voranzubringen, bedarf es einer tiefgehenden und breiter wahrgenommenen Analyse des Status quo – keiner Debatte um moralisch »böse« Menschen im Fußball.

Das Zauberwort an dieser Stelle lautet Materialismus. Eine materialistische Herangehensweise verhilft zu neuen Erkenntnissen und öffnet den Blick für viele Dinge, die sonst verborgen bleiben. Doch was ist damit überhaupt gemeint? Der Begriff Materialismus wird häufig in Zusammenhang mit zwei Personen der Zeitgeschichte genannt: Karl Marx und Friedrich Engels. Die beiden Theoretiker haben sich im 19. Jahrhundert mit einer philosophischen Grundausrichtung beschäftigt, die sich bei Marx auf einen Satz zusammengefasst wiederfindet: »Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.«² Der Kerngedanke lautet: Die wirtschaftliche Struktur bildet die Basis einer Gesellschaft. Die wirtschaftlichen